

Das Wiedersehen

Autor(en): **Rudolph, Alwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 28

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

es anzusehen war, wie ein großes, großes Räthelspiel. In der gedeckten Halle um den Platz herum waren Tische aufgestellt, auch die Stadtmusik war da — und jetzt spielte sie



E. Balmer. Motiv aus Schaffhausen. (Rötelzeichnung).
Klißsee nach einer Lithographie, erstellt von der Lichtdruckanstalt
Burkart, Bern.

auf zum Tanz! — Da ließ ich meinen Begleiter stehen und tauchte unter in dem freisenden Menschenstrom. Ich preichte es gut. Die lustige Schaffhauzerin tanzte federleicht und was mich besonders freute, sie liebte es, nach der guten alten Mode zu tanzen, aber dafür recht schön und mit selbsterfundnen Variationen — also ganz mein Geschmack! — Man mußte aber schon pressieren, wenn man während eines Tanzes dreimal die Runde um den ungeheuren Kreis machen wollte. — In den Pausen wurde fröhlich gesungen, promenierte, und was äußerst angenehm war, es wurden keine Reden gehalten! — Der feine Hallauer aber löste die Zungen. Und mit den Schaffhausern plauderte es sich wie mit alten Bekannten. Sie haben wohl das geschliffenere Mundwerk wie wir, aber sie mögen die Bernerinnen sehr gut leiden. Auf einmal tönt das Munotglöcklein! Im Augenblick ordnen sich an die hundertfünfzig Paare zur berühmten Munot-Française. Das war nun ein wunderschöner Anblick, wie diese Riesen-Quadrille auf dem ungeheuren Rondell getanzt wurde. Ein jeder Bewohner der Munotstadt kann diesen alten schönen Reigen. Sie lernen ihn schon in frühesten Jugend an den Munot-Kinderfesten. So habe ich denn alte behäbige Schaffhauser Herren und Damen mit einer Crackigkeit und Zierlichkeit tanzen sehen, wie es selbst die gepuderten Hofdamen in Versailles seiner Zeit nicht schöner gemacht haben können. —

Der Munot und die Munotfeste sind jedem Schaffhauser so lieb und vertraut wie —, mit was soll ich es nur vergleichen —, wie z. B. der Zytglogge und der Zibelemärit den Bernern! — Nach der letzten Figur lösen sich die Ringelreihen auf in einem wilden Wirbeltanz. Von einem erhöhten Platze habe ich hinabgesehen auf diese aufgeweilte, tolle, freisende Jagd — der Mond war eben aufgegangen und machte das unvergeßliche Bild noch phantastischer. Da mußte ich an Dantes Inferno denken! Gerade so schildert er die furchtbare Jagd der armen Seelen in den Kreisen der Hölle! — — — Das Munotglöcklein harrete lange aus

auf seiner stolzen Zinne. Die Stadt ruhte längst im tiefen Schlafe, als droben auf der Turmhöhe noch festlich die Lichter brannten. Ich aber habe wieder einmal getanzt nach Herzenslust! — —

Die Sänger, die das Ungfell hatten, in meiner Gruppe zu sein, waren in einer rechten Täubi. Als sie endlich nach all den Feten totmüde in die Guli schlüpfen wollten, entdeckten sie entweder ein Schlüßbett, so daß sie ganz neu nesten muhten, oder dann habe es sie so geripset, und als sie am Morgen nachschauten, sei das Leintuch voll Salz gewesen! Einzelne behaupteten sogar, sie hätten ihre Nachthemmi gar nicht anziehen können, die Ärmel seien vernäht gewesen. Wer konnte das nur alles angereifet haben?

Am andern Morgen haben wir noch den Rheinfall besucht. Er ist gerade in diesen Tagen der Wasserfülle von überwältigender Schönheit. Mit ungeheurer Macht und Getöse donnern die Wasser in die Tiefe und hoch empor spritzt und zischt und dampft die Gischt. Bekanntlich hat Göthe an Schiller geschrieben, solche Naturwunder könne man nicht beschreiben, und so verzichte ich denn auch darauf. Einzelne von uns fuhren mitten in die brausenden Wellen hinein. Hart kämpften die Schiffer, bis sie den Durchgang zum Rheinfels erzwungen. Tropfnah, aber stolz winkten sie uns vom Felsen mitten in den weißen, brüllenden Wassern nach dem Schloßchen Wörth hinüber. — — —

Gut ein Drittel der heimkehrenden Sänger war ganz gehörig histerig. Natürlich kam das nur vom vielen — Singen! So konnte denn mancher von uns kein lautes Wort reden, als er seinen Lieben am Abend am Bahnhof in die Arme fiel. Aber umso lebhafter glänzten seine Neuglein! Es war der Widerschein der genossenen Freuden! — — —

Und nun leb' wohl, caro amico, verzeih mir das lange Gewäsch, ich konnte es nicht gut kürzer machen. Du siehst nun, daß ich doch viel Freude hatte auf dieser Reise. Das nächste Mal gehen wir dann wieder zusammen!

Auf baldiges Wiedersehen!

Dein Emilio.

Das Wiedersehen.

Novelle von Alwin Rudolph.

In alter Gewohnheit saß ich am Fenster und sah in die untergehende Sonne. Ich kannte das Spiel der hereinbrechenden Dämmerung in tausend Variationen. Es konnte mir kaum noch etwas Neues bringen. Es trifft auch nicht zu, daß ich vielleicht gerade die Dämmerung liebte. Es war eben die einzige Feierstunde, die ich mir tagsüber gönnte.

Davon wußten auch meine Freunde. Sie kamen denn nie anders als zu dieser Tageszeit zu mir. Seit zwei Wochen aber hatte sich keiner von ihnen sehen lassen. Auch der junge Architekt Walter nicht, der immer den Kopf voller Pläne hatte und fast jeden Abend kam, sicher aber jeden zweiten Abend, und bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarette ein paar Minuten mit mir verplauderte, bis ich Licht machte. Das war das Zeichen, daß ich wieder zu arbeiten gedachte. Immer waren es nur ein paar Minuten, während welcher Zeit er nicht einmal seine Garderobe ablegte.

Ich dachte eben daran, was sein Ausbleiben wohl für eine Ursache haben könnte, und sah in den Rauch, der sich von meiner Zigarette in dünnen Fäden an der Fensterscheibe hoch ringelte. Da läutete es, und ehe ich zur Tür gelangen konnte, trat auch schon der Vermißte ins Zimmer. Unbewußt — ich hatte ja nicht zu öffnen — hatte mich das Gefühl getrieben, ihm entgegen zu gehen.

Nach dem herzlichen Willkommen setzte er sich gewohnheitsgemäß mir gegenüber an den kleinen Tisch, der vor dem großen breiten Fenster stand. Ich bestellte den Kaffee. Die erste Frage war natürlich, wo er so lange gesteckt. Er begann zu erzählen, nachdem er mir vorher auf meine Abwehr bestimmt versichert, daß es keine Liebesgeschichte sei. In diesen Dingen kann ich schwer raten und helfen. Auch

bekommt man davon genug gedruckt vorgelegt, man braucht nur die Namen zu ändern.

„Du weißt, daß ich einen guten Teil meiner freien Zeit in unserer Bibliothek zubringe, um in den vielen neuen Werken, die man sich unmöglich alle zulegen kann, zu studieren. Wir Architekten müssen an jedem neuen Werk unser eigenes Können messen, wollen wir nicht von jüngeren Kräften überholt werden. Ich weiß, was du einwenden willst, man soll aus Eigenem schaffen. Sehr richtig! Aber wir müssen auch das Schaffen anderer kennen. Und keiner ist so sehr ein Eigener, daß er nicht an anderen lernen könnte. Aber das gehört ja nicht dazu.“

Die Bibliothek kennst du ja. Vorn im Flur, in dem man die Garderobe ablegt, ist es ziemlich dunkel. Vor vierzehn Tagen hatte ich mich nun ziemlich lange im Lesesaal aufgehalten und beinahe den Beginn des Theaters versäumt, wozu ich mir schon einige Tage vorher ein Billet besorgt habe. Ich hatte es also eilig und erst als man mich im Theater mit einem erschreckten: „Wie siehst du denn aus!“ empfing, sah ich, daß ich einen fremden Mantel trug, der ziemlich abgetragen, fleckig, beinahe schäbig zu nennen war. Die erste Verblüffung wich einer tiefen Beschämung, als ich den Mantel der Garderobefrau übergab. Aufklären mochte ich sie nicht. Sie konnte ja trotzdem annehmen, was sie wollte. Ich mußte immer an die Ausrede denken, daß man nur der Motten wegen die Winterjachen aufs Leihamt bringt.

Von der Vorstellung hatte ich nicht viel. Ich hätte vielleicht mehr davon gehabt, wenn mir bewußt gewesen wäre, daß ich gerade wegen des seltenen Gastspiels hingegangen war. Das fiel mir erst am Schluß wieder ein. So dachte ich während des ganzen Spiels nur angestrengt darüber nach, ob ein Diebstahl oder eine Verwechslung vorliege, und ob ich oder ein anderer eine solche verschuldet habe. Eine Verwechslung war ja nicht ausgeschlossen. Aber ich glaubte zu wissen, daß der Mantel, der jetzt in meinem Besitz war, direkt unter meinem Hute gegangen. Demnach mußte eine beabsichtigte Verwechslung vorliegen.

Da ich aber in dieser Annahme nicht ganz sicher war oder mir — man hofft ja immer — die Möglichkeit einer Verwechslung vorspiegelte, ging ich andern Tags in aller Frühe wieder zur Bibliothek und meldete den Vorfall. Bis dahin war nichts bekannt und auch mein Mantel noch nicht zurückgebracht. Ich ließ also den fremden Valetot dort — ich hatte ihn zu Hause so gut es ging geläubert — und ging wieder auf mein Zimmer. Das trug mir eine Erleichterung ein, die mich drei Tage ans Bett fesselte.

Ich wartete mit jeder Post auf Nachricht, erhielt aber keine. Ich weiß nicht, welches Fieber größer war. Am vierten Tage stimmte mich das Fehlen eines schützenden Ueberziehers bedenklich. Ich schickte nach dem Lesesaal, es war ohne Resultat. Das raubte mir jede Hoffnung. Ich ließ — so schwer es mir wurde — den Schneider kommen. Seine letzte Rechnung lag noch ohne Quittung bei mir. Trotzdem befahl ich ihm an, schleunigst für Ersatz des verlorenen Stüdes zu sorgen. Die Stoffwahl war bald getroffen. Der Unmut ließ mich nicht wählerisch sein. Nach weiteren zwei Tagen war ich im Besitz eines neuen Ueberkleides und einer neuen unquitierten Rechnung.

Auf nochmalige Anfrage bei der Bibliothek erhielt ich nur denselben Bescheid. Nun war es mir gewiß, daß ich einem Diebstahl zum Opfer gefallen war. Ich lief zur Polizei, die aber erklärte, kaum etwas machen zu können. Doch der Verlust ließ mir keine Ruhe — vielleicht waren es auch die Schneiderrechnungen, die mich jagten — und ich beschloß, selbst Nachforschungen anzustellen. Ich ging in die Bahnhofswartehäuser, Suppenküchen, Postbüros, streifte durch die Straßen und suchte die Bierlokale ab, in denen sich viele gesuchte Persönlichkeiten aufzuhalten pflegten. Ich blickte umher wie ein Detektiv.

Nachdem ich das einige Tage getrieben hatte, gab ich es auf. Ich wandte mich meiner Arbeit zu, wenigstens wollte ich es, und mußte auch wieder in die Bibliothek. Kaum hatte ich da die Tür geöffnet, sehe ich in der Garderobe ein schwächtiges Kerlchen, das meinen Ueberzieher trug und eben auszog. Ich sprang auf ihn zu, packte ihn und wollte ihn abführen. Unbekümmert um alle seine Befehlungen schleppte ich ihn hinaus, um ihn der Polizei zuführen. Meine Gedanken kamen gar nicht darauf, daß ich mich nicht so hätte mühen brauchen und sie telephonisch hätte rufen können.

Das Hinausschaffen war nicht leicht. Der Mensch wollte nicht gern mit. Wehrte er sich auch nicht gar sehr, so wand er sich doch. Auf dem Treppenabsatz standen wir uns gegenüber und sahen uns an. Da erst hörte ich, wie er beteuerte, daß nur eine Verwechslung vorliege, und daß er den Fehler längst gut gemacht hätte, wäre er nicht krank gewesen und er den Mut hätte finden können, es später noch zu tun. Jetzt habe er eben heimlich den Mantel hinhängen, sich entfernen und sich ferner so behelfen wollen. Er sei ausständiger Familie und von angesehenen Eltern. Er habe sich deshalb vor dem leisesten Verdacht gefürchtet und auch darum nicht gewagt, den Fehler wieder gutzumachen. Aber das Gewissen habe ihm keine Ruhe gelassen und ihn hergetrieben. An der Tür habe er wieder gezögert und sei erst hineingegangen, als er Schritte auf der Treppe gehört habe.

Ich sah mir den Kerl an. Er sah nicht gerade danach aus, daß man an einen Diebstahl glauben mußte und man an seinen Beteuerungen hätte zweifeln müssen. Er hatte unter dem Mantel, dessen er sich schnell entledigt, einen guten, wenn auch etwas getragenen Anzug. Seine Augen schauten schüchtern und treuherzig zu mir auf. Ich ging mit ihm zum Sekretär des Lesesaales. Der aber hatte den Mantel, den ich ihm zurückgebracht, längst weggeworfen.

Er war nicht mehr wert, meinte er, und er hatte geglaubt, der eigentliche Eigentümer dürfte kaum wiederkommen. Der Mensch machte, trotz der vorgängigen Aussage, daß er sich künftig behelfen wolle, ob dieser Kunde doch ein gar erbärmliches Gesicht. Ich konnte es ihm auch nachfühlen, daß es gerade kein Lustwandel sei — wenn es auch zum Frühling geht — gewissermaßen in Sommer toilette seine Straße zu ziehen. Ohne lange zu zögern, sagte ich ihm also, daß er, wenn er wolle und es ihn nicht geniere, meinen Mantel behalten könne. Da ich ihn ja nicht entbehre und ihn kaum noch tragen dürfte, konnte ich leicht großmütig sein. Es bedeutete kein Opfer für mich. An die beiden Schneiderrechnungen dachte ich freilich nicht, sonst wäre ich sicher nicht so schenklustig gewesen.

Der arme Kerl war sichtlich erfreut. Er richtete sich auf aus seiner geduckten Stellung, und ich sah, daß er keineswegs kleiner als ich war. Lebhaft faßte er meine Hand und schüttelte sie immer und immer wieder. Diese Ueberwänglichkeit des Dankes war mir zuwider und ich entzog mich diesen Ausbrüchen eines Gefühls, das plötzlich so ursprünglich und stark den verschüchterten Menschen gepackt hatte.

Vom Bibliothekar ließ ich mir das Werk von Berlepsi-Balendas über Kleinhauseinsiedlungen geben, und da ich die nach langer Pause begonnenen Studien nicht unterbrechen und auch das Versäumte nachzuholen trachtete, bat ich um die Erlaubnis, über die Mittagszeit bleiben zu dürfen, was mir auch gewährt wurde. Ich saß nun ungestört in dem alten Gebäude. Nur eine Maus machte sich bemerkbar, die irgendwo nagte. Ich achtete das kaum. Ich bemerkte auch kaum, daß sich der Saal wieder langsam füllte. Man geht ja sehr leise dort. Dafür zeigte sich bald, daß mein Magen nicht dieselbe Ausdauer hatte und er seine Leere lebhaft zu erkennen gab.

Endlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich ließ mir das Buch beiseite legen und ging. Noch ganz bei meinen Kleinhauseinsiedlungen, nehme ich meinen Mantel und bemerke,

als ich in die Armele fahre, daß ich wieder meinen alten Ueberzieher in Händen habe, den verschenkt und vordem verwechselt. Mein Erstaunen war nicht schlecht, und ich traute meinen Augen kaum, ging mehr ans Licht, aber es blieb dabei. Ich sehe mich in der Garderobe um, mein neuer fehlt, ist verschwunden. Ich war wieder glücklicher Besitzer meines alten Paletots.“

„Ja, und nun?“ fragte ich.

„Ja, und nun! Ich habe wieder Anzeige erstattet. Man will suchen und ich muß abwarten, ob man ihn findet. Selbst gehe ich nicht wieder auf die Suche. Ich glaube, der Bursche wird nicht mehr zu entdecken sein. Er gehört zu einer feinen Familie.“

Spa.

Die Vorkonferenz in Brüssel, die Zusammenkünfte da und dort, besonders in Boulogne, sind vorbei. Die Alliierten haben auf der ganzen Linie Fühlung genommen und sich verständigt, soweit Verständigung möglich ist. Denn allzu schwierig sind die Differenzen, welche die imperialistischen Mächte Europas trennen. Am Montag wurde in Spa, im Schlosse Fraineux um 11 Uhr unter dem Vorsitz des belgischen Premierministers Delacroix die Konferenz eröffnet. England war vertreten durch Lloyd George, Lord Curzon und Sir Worthington Evans, Frankreich durch Millerand, Finanzminister François Maréchal und Arbeitsminister Le Troquer, Italien durch Graf Sforza und Bertolini, Japan durch Chinda, Belgien durch die Minister Hymans und Jaspar. Diesem Block gegenüber stehen Fehrenbach, Simons und Wirt, Vertreter des Gemeinschuldners Deutschland.

Die Geschäftsliste trägt keine Traktanden, die nicht aus dem Versaillerfrieden her bekannt wären und mit dessen Erfüllung irgendwie in Beziehung stünden: Inkraftsetzung der militärischen Bestimmungen, Klauseln der Schifffahrt und Luftschifffahrt, Wiedergutmachungen, Kohlenlieferungen und Garantien für die Ausführung des Vertrages. Aber der Sinn der Traktandenliste und der kommenden Debatten wird doch wohl sein, das Mögliche vom Unmöglichen zu unterscheiden, und Deutschland Leistungen vorzuschreiben, die es erfüllen kann.

Fehrenbach gab zu Eingang der Sitzung die beruhigende Erklärung ab, daß das deutsche Volk das Seine zur Durchführung des Vertrages beitragen werde, daß man aber von den Alliierten Hilfe erwarte, um den eigenen guten Willen realisieren zu können. Diese Erklärung machte einen guten Eindruck. Lloyd George nickte befriedigt, so wird gemeldet. Er kann wohl. Jede solche Erklärung stärkt die Stellung des Völkerbundes, d. h. Englands, gegen die französischen separatistischen Politik.

Aber die folgende Erklärung befriedigte nicht in gleichem Maße. Fehrenbach wies darauf hin, daß er die Regierung erst vor kurzem übernommen habe, deshalb in bezug auf die Entwaffnungsfrage nicht auf dem Laufenden sei und die Ankunft von Reichswehrminister Dr. Geßler und General Seeckt abwarten möchte. Die Konferenz beschloß, die beiden zu erwarten, ebenso den deutschen Justizminister, der am Donnerstag einer Sondersitzung über die Frage der Durchführung des Vertrages beizuwohnen hat.

Die deutschen Pressemeldungen stehen unter der belgischen Zensur. Die Vollverhandlungen der Konferenz werden immer von separaten Verhandlungen der Alliierten gefolgt sein, damit die Herren unter sich zu einer gemeinsamen Antwort an die Deutschen kommen können. Was in diesen Sondersitzungen abgemacht wird, und wie solche Abmachungen reifen, wäre interessanter als alles andere, aber die Meldungen hierüber gelangen wohl nicht alle bis in die Bureaus der belgischen Zensur.

Es ist eine nervöse Angst in die Alliierten gefahren. Sie wissen, daß Deutschland zu Worte kommen, fühlen, welche Konzessionen man seinem Lebensrechte machen muß.

Nicht umsonst sprach Fehrenbach von der zweiseitigen Gefahr, die Deutschland drohe: Die Gefahr von links und rechts. Nicht umsonst verbreiten die deutschen Depeschagenturen zur rechten Zeit eine Meldung, wonach das gescheiterte Polen sich inoffiziell an Deutschland um Hilfe gegen die Russen wende. Man will sich England als nötigen Trabanten und Wächter auf dem Kontinent in Erinnerung bringen. Und man weiß, England hört den Ruf.

Hört den Ruf und hat doch wieder Angst zu hören. Denn Anhören heißt schon verhandeln. Verhandeln aber heißt an den Friedensbedingungen abmatten... also den schweren Vertrag stürzen. Dies aber bedeutet hinwiederum Versprechen, die man den eigenen Völkern gab, brechen, bekennen, daß man log, als man verhieß: Deutschland wird bis zum letzten Heller bezahlen.

Das Wichtigste aller Traktanden, die Frage der Wiedergutmachungen, hat die Vorkonferenzen ausgiebig beschäftigt. Man ist über die prozentuale Verteilung der deutschen Milliarden einig geworden. England hat großmütig auf einige Prozente zugunsten Belgiens verzichtet. Das verwüstete Frankreich beharrt auf seinen 55 Prozent. Italien will zum mindesten 4 Milliarden. Alle andern Fragen: Entwaffnung, Garantien und Kohlenlieferungen bedeuten nur Rückversicherungen für die Milliardenforderungen. Ein entwaffnetes Deutschland wird jedem Druck gehorchen und auf Befehl bezahlen, so viel ihm möglich ist. Seine Kohlen und sonstigen Bodenschätze unter Kontrolle der Gegner werden die Bezahlungen fördern.

Betrachten wir die Verhandlungen des deutschen Reichstages vor dem Konferenzbeginn, so erkennen wir die große Bereitwilligkeit der Mittelparteien, einschließlich der alten Sozialdemokraten, mit den Alliierten ins Einvernehmen zu kommen. Die Rechte protestiert zwar, wird aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders können, als die Mitte zu unterstützen. Und der Mitte ist es ernst; sie sieht selbst bei einer schweren finanziellen Belastung für Deutschland die Möglichkeit, zu leben, fürchtet einen jahrzehntelangen Tribut weniger als die Wirkungen der bolschewistischen Sozialisiermethode, die wohl mit dem ersten erfolgreichen Linksputsch einsehen würde. Und sie hat ihre realen Gründe, den Tribut weniger zu fürchten als den Umsturz; denn der eine Zustand bedeutet immerhin Frieden, der andere Krieg.

Die deutsche Linke, von den zahmsten Unabhängigen bis zur Kommunistin Klara Zetkin, wiesen darauf hin, daß in Spa der Ententeimperialismus mit dem deutschen Imperialismus ins Gericht gehen werde; nur darum müsse das Volk bluten; Rettung sei nur im Anschluß an das siegreiche bolschewistische Rußland zu finden.

Es gibt augenblicklich für Deutschland keinen Weg, um den Forderungen der Alliierten zu entgehen. Man kann aber die These erweitern: Es gibt augenblicklich für kein einziges Volk der Erde, Kriegführende und Neutrale, Sieger, Besiegte und sonst Geschädigte, keinen Weg, um die gehäuften Schuldenlasten abzuwälzen, seien es nun Forderungen ausländischer oder inländischer Gläubiger, Tributverlangen der Sieger oder der Kriegsgewinner im eigenen Lande. Die Kriegsanleihen werden fast überall noch als zu recht bestehend anerkannt. Der große Hemmschuh am Staatswagen wird beibehalten, trotzdem die Fahrt bergauf geht, schwer bergauf. Deutschland bezieht heute 30 Milliarden jährliche Steuern, oder will sie beziehen, also auf den Kopf 533 Mark; dies nur zur Bestreitung der eigenen Auslagen. Dabei stellt die Riesenziffer nicht mehr vor als die 4 Milliarden Vorkriegssteuern zurzeit der hochwertigen Mark; ein sehr großer Teil der Einnahmen aber dienen bloß zur Befriedigung von Forderungen der Staatsgläubiger, während die effektiven Kulturleistungen des Staates sich vermindert haben.

Das Prinzip, die Weltwirtschaft vom Tribut an die überflüssigen und unberechtigten Gläubiger aller Art zu befreien, begreifen aber die Herren von Spa wohl zu allerletzt. -kh-